

Kontrastreicher Gefühlsbogen

Stardirigent Jakub Hrůša
steht bei den Münchner
Philharmonikern am Pult.

München – Mahler und Strauss, Martinů und Borodin: Vielfältiger könnte ein Programm nicht sein und dennoch wirkt es beim Konzert der Münchner Philharmoniker unter Jakub Hrůša nicht beliebig zusammengestellt. Faszinierend schon der Beginn mit dem Adagietto aus der Fünften Symphonie von Gustav Mahler, dank seiner Verwendung als Filmmusik im „Tod in Venedig“ von Luchino Visconti bekannter als alles andere von Mahler. Nur für Streicher und Harfe geschrieben, entfaltet der Satz doch eine klangliche Magie, die überwältigend sein kann, wie die Philharmoniker und Teresa Zimmermann an der Harfe in der Isarphilharmonie bewiesen.

KURZKRITIK

Das gilt auch für die Vier letzten Lieder von Richard Strauss, obgleich sie viel üppiger instrumentiert und von einem Sopran überwölbt sind. Corinne Winters ist die Solistin und besticht durch eine enorme Klarheit des Singens, ohne Pathos, ohne zu viel Üppigkeit des Klangs, aber immer gut fokussiert und mit strahlenden Höhen in diesem Opus summum des greisen Komponisten, der einmal mehr die unendliche Melodie zelebriert.

Ungewöhnlich karg dagegen die Feldmesse für Bariton (sehr intensiv: Jiří Brückler), Männerchor und (vor allem Bläser-)Ensemble von Bohuslav Martinů, gewidmet den „tschechoslowakischen Freiwilligen an der französischen Feldlinie“, weil er selbst mit 49 Jahren zu alt war für den Kriegsdienst. Eigentlich ist das Ganze ein inbrünstiges Gebet, beginnend mit dem Vater unser, zu singen und zu spielen nach dem Wunsch des Komponisten im Freien.

Es folgt eine freie Nachdichtung von Jiří Mucha, die immer mal wieder mit einem Kyrie oder Agnus Dei kurz unterbrochen wird. Die Feldmesse beginnt düstern und verfällt mehrfach in diesen Tonfall, so inbrünstig das Gebet, immer wieder in Psalm-Vertonungen mündend, sich auch aufbäumt. Klavier, Harmonium, Trompeten und Pauken bilden die herbe Begleitung.

Wiederum einen großen Kontrast bilden die enorm effektvollen Polowetzer Tänze aus Alexander Borodins Oper „Fürst Igor“. Jetzt singt der komplette Philharmonische Chor und vermag dem Loblied auf den Großen Khan enormes Gewicht zu geben, genauso wie das Orchester, das, angefeuert von Jakub Hrůša, mit großem Effekt spielt und dem Chor Konkurrenz macht. Der singt in Gestalt des Philharmonischen Chores nicht nur homogen, sondern noch in Fortissimo rund und geschmeidig. Dabei ist er nicht nur dem tschechischen, sondern auch dem russischen Idiom gut gewachsen.

Klaus Kalchschmid

Überzeugender Parcours

Münchner Philharmoniker mit Jakub Hrůša

Konzertprogramme müssen keine Geschichte erzählen. Wenn sie es aber offensichtlich versuchen, sollte man sie erkennen. Bei Jakub Hrůša und den Münchner Philharmonikern bleibt der Zusammenhang rätselhaft. Mahler, Strauss, Martinů, Borodin: Das klingt nach Liebe, Abschied und Verlust. In der Isarphilharmonie wirkt es eher wie ein Parcours mit langen Umbaupausen. Musiziert wird dieser Parcours freilich überzeugend.

Mahlers Adagietto ist der erste Prüfstein. Als Liebesgruß an Alma geschrieben, durch Viscontis „Tod in Venedig“ zur Chiffre des Weltschmerzes geworden, hält Hrůša es auf Abstand. Die Philharmoniker spielen transparent, ohne falsche Süße. Doch der Satz bleibt zwischen den Deutungen stehen: nicht sentimental, aber auch nicht wirklich zart; schön geordnet, aber wenig betörend.

Besser trägt Strauss. In den „Vier letzten Liedern“ findet Hrůša mit dem Orchester leuchtende Farben, die nie auf bloßen Glanz poliert sind. Corinne Winters singt mit warmem Sopran, der sich in der Mittellage nicht immer ganz frei öffnet. Ihr Legato legt die Amerikanerin bisweilen so breit an, dass Konsonanten verloren gehen und manches dickflüssig gerät – besonders in „Beim Schlafengehen“, wo auch das große Violinsolo mehr in Üppigkeit als Entrückung



Dirigent Jakub Hrůša.

aufgeht. Nach der Pause müsste Martinůs „Feldmesse“ den Abend zusammenziehen. 1939 geschrieben steht das Stück historisch schwer im Raum. Hrůša arbeitet die ungewöhnliche Besetzung ohne Streicher scharf heraus. Jiří Brückler führt seinen Bariton beweglich und textnah. Der Philharmonische Chor München klingt schlank, präzise, fast delikat – kein dumpfer Männerchor-Ton. Die tschechische Textmasse bleibt dabei allerdings bisweilen eher Klangfläche als Mitteilung. Die „Polowetzer Tänze“ sind schließlich der dankbarste Teil des Abends. Hrůša macht daraus Orchesterzirkus im besten Sinne: Der Beginn flirrt, die Farben sitzen, die Steigerungen haben Zug. Auch vor Lautstärke gibt es keine falsche Scheu – ohne aus der Isarphilharmonie ein Stahlbad zu machen.

Wo das Programm Bedeutung sucht, bleibt es lose. Wo Hrůša einfach Musik machen lässt, wird es ein starker Abend. wp

Wie man den Garmischer Meister subtil kritisiert

Werke von Mahler, Strauss, Martinu und Borodin mit den Philharmonikern unter Jakub Hruša in der Isarphilharmonie

Es war eine ziemlich fiese Idee des alten Richard Strauss, im dritten der „Vier letzten Lieder“ ein großes Violinsolo einzubauen. Zumindest wirkte das am Samstag so, als die amerikanische Sopranistin Corinne Winters mit den ornamentalen Lyrismen der Musik nicht besonders gut zurechtkam, während sich die Münchner Philharmoniker zugleich in der höchsten Kunst subtiler Begleitung übten.

Dann zeigte die Konzertmeisterin Naoka Aoki der Solistin, wie man Strauss' Melismen locker aus dem Ärmel schüttelt und auf dem Instrument geradezu überirdisch schön singt.

Das nachfolgende, ganz der Sängerin gehörende Schweben der Seele im Zauberkreis der Nacht wirkte ziemlich angestrengt und enttäuschend.

Winters war eine starke Katja Kabanova im Nationaltheater. Sie hat die gleiche Rolle auch schon sehr überzeugend unter dem Dirigenten dieses Konzerts bei den Salzburger Festspielen gesungen. Irgendetwas hat sich Jakub Hruša bei der Zusammenarbeit mit der Amerikanerin bei diesen Liedern also gedacht. Aber so gut ihre dunkel timbrierte, eher scharfe Stimme zu Leoš Janáček passt, so wenig

eignet sie sich für diese hoch reflektierte, artifizielle mürb gereifte Spätkunst des Garmischer Meisters.

Aber wie Hruša die Sängerin geradezu auf Händen trug und die Philharmoniker zu feinsten, halblauten Schattierungen anleitete, das war sensationell. Und auch davor, beim Adagietto für Streicher aus Gustav Mahlers Symphonie Nr. 5, bewies der tschechische Dirigent seine Meisterschaft: Er begann sehr, sehr langsam, steigerte das Tempo unmerklich in einen natürlichen Bereich, um zuletzt wieder zur Langsamkeit zurückzukehren.

So klar gegliedert und organisch gestaltet hört man diesen Satz selten. Und selten auch klingt ein reines Streichorchester mit Harfe farbiger.

Der ganz späte Strauss der Jahre nach 1945 hat wegen seiner larmoyanten, jede Selbstkritik oder gar Einsicht verweigernden Haltung zum davor Geschehenen einen gewissen Hautgout. Das Programm dieses Konzerts machte darauf mit dem Werk eines Komponisten aufmerksam, den die weltgeschichtlichen Brüche des 20. Jahrhunderts im Exil trieben, während sein deutscher Kollege in der Garmischer Villa überwinterte: der viel zu wenig bekannten „Feldmesse“ von Bohuslav Martinu.

Die präsentiert sich in ihrer kargen Besetzung mit einem Bariton, Männerchor, Bläsern und Schlagzeug als maximaler Gegensatz zur Strauss'schen Goldrandmusik und ist als Requiem auf den Untergang der

demokratischen Tschechoslowakei nach dem Münchner Abkommen von 1938 zu verstehen.

Martinu schrieb eine Musik der Widersprüche, die kämpferische Militanz und das pazifistische Unbehagen daran auf engstem Raum zusammenzwingt und gerade deshalb radikal ehrlich ist. Der kraftvolle Bariton Jiří Brückler gestaltete die Bibeltexte und Jiří Muchas patriotische Lyrik sehr eindringlich, die Herren des Philharmonischen Chors folgten ihm kongenial und gestalteten den unbegleiteten Schluss so klangschön wie ausdrucksstark.

So viel Nachdenklichkeit verdiente einen lustvollen Kontrast. Den setzte Hruša mit dem „Polowetzer Tänzen“ aus Alexander Borodins Opernfrag-



Der Dirigent Jakub Hruša.

Foto: Tobias Hase/mphil

ment „Fürst Igor“. Ein ungewöhnliches, ja riskantes Programm, das von der voll besetzten Isarphilharmonie freundlichst bis enthusiastisch aufgenommen wurde.

Robert Braunmüller